

Unter der Leselampe.

Vielleicht läßt sich darüber streiten, ob der Völkerpsychologe, der Literaturhistoriker oder der Soziologe berufen ist, zu den manchmal recht bemerkenswerten Unterschieden in der Bewertung großer Schriftsteller und Dichter durch das eigene und durch fremde Völker Stellung zu nehmen. Wahrscheinlich haben alle drei ihre besondere Antwort zu geben. Wie dem auch sei, das Problem bleibt interessant. Warum blieb Pestalozzi, der bei uns fraglos vor dem andern großen Schweizer Pädagogen und Philosophen, Jean Jacques Rousseau, bevorzugt wird, dessen Weltgeltung und internationale Gelesenheit versagt? Warum hat Spitteler die deutschen Leser vor seinen eigenen Landsleuten erobert, die deutsche Romantik in ihrer Ausprägung durch E. T. A. Hoffmann die Welt stärker beeindruckt als jene romantischen Dichter, die das deutsche Publikum ihm fast durchwegs vorgezogen hat? Warum blieb der französischen Romantik die dauernde Beliebtheit im Ausland versagt, die sie im eigenen Land bewahrte? Dort ist z. B. Alfred de Musset noch durchaus lebendig, die Jugend lernt seine Dichtungen kennen, die Theater spielen ihn. Im Ausland kennt man seinen Namen, verbeugt sich ehrfurchtsvoll und — liest ihn nicht. Das ist schade, denn manches seiner Werke hätte Besseres verdient und bewahrt selbst überseht seine Frische und seinen zeitlosen Wert. Das wieder einmal bewiesen zu haben ist ein Verdienst des Artemis-Verlags, der Mussets „Die weiße Amsel“ von Walter Diethelm herausgegeben und von Marion Diethelm trefflich übersetzt neu herausgebracht hat. Das schlanke weiße Bändchen mit seiner bezaubernden, feinen Humor ausstrahlenden und heute noch nicht inaktuell gewordenen Gesellschaftssatire in Form der Tiernovelle, hinter der sich der Liebesroman Mussets und der George Sand birgt, zieren die Stiche J. J. Grandvilles aus der Originalausgabe, eines Karikaturisten von hohem Rang, unserm Disteli in der Wahl seiner Mittel nicht unähnlich. Ein Nachwort des Herausgebers führt den Leser geschickt in die Problematik des Stoffes ein. Wer keine Zeit hat, dies Büchlein zu lesen, verschenke es wenigstens an empfindsame Mädchen, er kann deren Dankes sicher sein.

Da wir gerade bei den Büchern des rüh- rigen Artemis-Verlags sind, sei auf den sechsten Band seiner Kulturschriften-Reihe hingewiesen, in dem Carl Günther „Das Menschenbild im Ideal der Schweizerischen Staatschule“ umreißt. In maßvollen Sätzen wird da die Quintessenz unseres Staatsbürger-Ideals gezeichnet und den Elementen, die es formen, nachgespürt. Eine realistische Darstellung dieses Ideals und nicht seine Neuformung ist offenkundig die Absicht der Schrift, die nebenbei die Staatschule diskret gegen ein Uebermarchen der Konfessionsschulen verteidigt, eben um der Aufrechterhaltung eines einheitlichen geformten Menschenbilds und Staatsbürgerideals willen.

Eine Illustration zu diesem Idealbild des Schweizlers gibt in der Praxis wieder einmal Karl Barth mit seiner neuen Broschüre „Wie können die Deutschen gesund werden“ (Ev. Verl. U.G., Zollikon-Zh.). Die Schrift setzt sich zusammen aus einem für eine englische Zeitung über dieses Thema geschriebenen Aufsatz und aus dem Briefwechsel mit zwei hochgebildeten Deutschen, die Einwände gegen Barths seinerzeit auch von uns eingehend gewürdigte Schrift „Die Deutschen und wir“ erhoben. Beide Briefe sind abgedruckt samt der ausführlichen Antwort, die ihnen zuteil wird. Aber der Briefwechsel ist nicht nur äußerlich eine Fortsetzung zu jenem früheren mutigen Büchlein, die dort gedrängt wiedergegebenen Gedanken werden weitergesponnen, verdeutlicht, konkretisiert. Die These, daß das deutsche Volk an dem Geschehenen nicht schuldig sein könne, weil der „gute Bürger“ sich nirgends in der Welt in die Politik mische und folglich keine Verantwortung für deren Entartung trage, wird mit ebensoviel demokratischer Festigkeit wie christlichem Verstehenwollen zurückgewiesen. Darüber hinaus wird zwingend dargelegt, wie gerade die Deutschen zu ihrer eigenen seelischen Gesundung der Bedeung dieses demokratischen Verantwortungsbewußtseins für ihr Schicksal bedürfen und wie das Bestreben, sie von dem Schuldgefühl zu entlasten, sie unvermeidlich weiter verdirbt. In dem anderen Briefwechsel wendet sich Barth gegen jenen selbstzerstörerischen Pessimismus, der die ganze Welt „vernazit“ sieht und deswegen klagend die Hände in den Schoß legen läßt. Barth ruft dagegen zur Aktivität in den Reihen derer auf, die darangehen, ein neues Deutschland zu schaffen, für dessen Gesundung er bei den Deutschen selbst und bei den andern eine Gesinnung als notwendig hält, die er als „christlichen Realismus“ kennzeichnet und die so schön und gewinnend in seinen gesamten Darlegungen zum Ausdruck kommt. G.